



JONAS ZAUELS, Jahrgang 1992, wuchs in einem Dorf im Kreis Ahrweiler bei Bonn auf und entwickelte früh eine Bindung zu Literatur und Schreiben. Bisher verfasste er zwei Romane und diverse Kurzgeschichten. Er studiert Germanistik und Philosophie an der Universität Bonn und spielt in einer Indie-Rock-Band.

Jonas Zauels

ALLE FARBEN  
DER NACHT

Roman

ULRIKE **HELMER** VERLAG

## Prolog

Es ist schlecht, also muss es weg.

Der Nebel um ihren Kopf wird immer dichter und undurchsichtiger. Der Wein schmeckt fürchterlich, doch einen anderen hat sie in der Dunkelheit des Kellers nicht finden können. Dunkel ist es auch in ihrem Zimmer. Schwarz. Wie immer. Die dicken Vorhänge sind zugezogen, das Licht ist aus und draußen greift die Nacht langsam, aber unaufhaltsam um sich.

Sie weiß, dass es falsch ist. Dass sie eigentlich ein ganz normales Leben führen sollte. Sich Ziele setzen und diesen folgen sollte, doch fällt es ihr so schwer. Sie würde sich gerne treiben lassen wie die anderen in ihrem Alter, von denen sie nicht einen richtig kennt. Sie hört ihnen manchmal heimlich zu. Hört die Diskussionen über Sinnlosigkeiten, die kleinen Dramen, die erste Liebe, die Sorgen um schlechte Noten und strenge Eltern. Die ersten Erfahrungen mit der größer werdenden Freiheit der Heranwachsenden. Doch gehört sie nicht dazu. Das hat sie noch nie.

Neben der leeren Flasche versinkt sie langsam in die wunderbar weiche Welt der Träume, der einzige Ort, an dem sie sich wohl und geborgen fühlt. Frei von allen weltlichen Zwängen und Grenzen. Phantasie ist eine wundervolle Gabe, die die Macht verleiht, die Welt in einen Topf voller Farbe zu tunken.

Die grelle Stimme einer alten Frau zerreißt nur Sekunden später die Farben. brig bleiben ein unergrndlicher Lärm aus dem Erdgeschoss und die ewige Dunkelheit.

Emilia hievt sich mühsam aus dem Bett, reckt die Arme und hört, wie ihre Muskeln und Knochen sich strecken und knacken. Mit einem kräftigen Ruck zieht sie den Vorhang an ihrem Fenster zur Seite, öffnet es und atmet die frische, zartwarme Frhlingluft ein. Vom Licht geblendet, greift sie zu ihrer Sonnenbrille. Es wird ein schöner Tag werden.

»Emilia! Emilia, wo bleibst du?«, schallt es von neuem herauf.

Ihre Großmutter väterlicherseits hatte das Sorgerecht bekommen, als die Mutter starb. Das war schon lange Zeit, nachdem der Vater sie verlassen hatte.

Müde und kraftlos schleppt sich Emilia die neunzehn Stufen der breiten, leicht knarzenden Holztreppe hinunter. Ihr Kopf und ihr Körper fühlen sich schwer an. Das lange Haar kitzelt ihr im Nacken und fllt elegant geschwungen auf ihre Schultern nieder, die, nur mit einem dünnen Hemd bedeckt, ihren jugendlichen Körper zur Geltung bringen. Es riecht nach der Großmutter. Das ganze Haus riecht nach ihr. Abgestanden und schlecht durchlüftet.

»Was brauchst du so lange?«, die kratzige, verbrauchte Stimme der alten Frau ertönt viel zu laut und aufdringlich aus der Küche.

»Willst du Kaffee?«, gibt das junge Mädchen zurück, ohne auf die Frage einzugehen.

»Natürlich!«, krchzt es mürrisch zurück, »aber mach schnell! Gleich kommen meine Mädchen. Vorher besorgst du den Kuchen und deckst den Tisch! Und zieh dir um Gottes willen etwas Anständiges an.«

»Ist gut«, antwortet das Mädchen lustlos und beginnt vorsichtig den Kaffee aufzusetzen.

»Pass doch auf! Du verschttest ja das ganze Wasser!«

Seit einiger Zeit sitzt die Großmutter im Rollstuhl. Emilia ist seitdem eher Dienstmädchen als Enkeltochter.

»Mach schon! Wer lange schläft, muss auch schnell arbeiten können!«

Die Stimme der Greisin klingt wie ein verrostetes Scharnier oder Kreide auf einer Schiefertafel und schmerzt fürchterlich im Kopf des Mädchens. Emilia greift nach ihren Chucks, packt den Regenschirm im Flur und ist froh, als sie endlich hinaus auf die Straße tritt. Sie braucht einige Momente, um sich in dem Lärm zu orientieren. Es sind viele Menschen unterwegs, Stimmen von Alt und Jung, Mann und Frau dringen zu ihr durch. Sie geht am Bordstein entlang, den Weg, der ihr seit Jahren bekannt ist. Der Weg zum Fluss, zu ihrem liebsten Platz, an dem sie so oft Schutz vor ihrer Großmutter und dem Lärm der Stadt findet.

»Pass doch auf, wo du hinläufst!«, tönt das Organ eines kräftigen Mannes, der sie fast über den Haufen rennt und fluchend an ihr vorbeihastet. Noch verschlafen und müde, tritt sie vorsichtig weiter. Nach ein paar Schritten erreicht sie die Bäckerei, in der sie jeden Sonntag den Kuchen für die unerträglichen Alten besorgen muss, die sich Woche für Woche bei ihrer Großmutter versammeln. Der junge Verkäufer begrüßt sie freundlich, sonst scheint niemand im Geschäft zu sein.

»Emilia, wie geht es dir?«

»Gut-gut, machst du mir meine Kuchenplatte?«

»Ist schon fast fertig, du bist spät dran.«

»Danke.«

»Ich hab was Neues ausprobiert, ein Marzipan-Törtchen, bedeckt mit feinsten weißer Schokolade. Willst du es probieren?«

»Klar!«

Ihre Lippen umschließen den noch warmen Teig. Als sie hineinbeißt, entfaltet sich Zimtgeschmack auf ihrer Zunge. Das Marzipan schmiegt sich weich und zart an den Teig. Der Moment, in dem es mit der Schokolade verschmilzt, vollendet den Geschmack in einer süßen Harmonie.

»Und?«, fragt der Verkäufer erwartungsvoll.

»Es ist perfekt!«

»Dann werde ich dir davon welche mitgeben. Vielleicht schaffen sie es ja bald in den Laden.«

Er reicht ihr das Kuchenpaket wie auf einem Tablett und verabschiedet sie mit ausgesuchter Höflichkeit. Was Emilia nicht sieht, ist das verliebte Lächeln, das ihr Anblick auf dem Gesicht des jungen Mannes hinterlässt.

Vorsichtig bahnt sie sich den Weg nach Hause und wird missmutig von ihrer Großmutter empfangen: »Was brauchst du denn so lange? Da wäre ja dein Opa schneller aus dem Grab gewesen! Jetzt leg den Kuchen auf den Tisch und kümmer dich um den Tee, schön anrichten kannst du ja sowieso nicht!«

Es gibt viele Dinge, die ihr Kopfschmerzen bereiten. Innere Krisen auslösen. Dinge, die andere in ihrem Alter als ganz selbstverständlich hinnehmen und mit ihnen weitaus besser zurechtkommen als Emilia. Es sind ganz alltägliche Dinge, wie unregelmäßige Treppenstufen, Gläser mit rauer Oberfläche, kleine Tiere, vor allem Insekten, Unordnung und wahllos herumliegende Sachen und generell Türen, ob aus Holz, Glas oder gepresstem, kaltem Plastik. Aber am schlimmsten sind Menschen, die nicht reden. Jene Art von Menschen, von deren Existenz man nichts mitbekommt. Die unscheinbar irgendwo herumstehen und am liebsten unsichtbar wären. Die durch die Welt schleichen in der stetigen Hoffnung, niemand würde sie bemerken. Das Problem, das Emilia mit dieser Art von Menschen hat, ist kein persönliches, keine Abneigung gegenüber dieser Einstellung. Ganz im Gegenteil würde sie sich selbst so oft wünschen, nicht aufzufallen, nicht bemerkt zu werden, nicht diese ewigen Blicke auf sich zu spüren. Emilia fühlt sich ihnen ausgeliefert. Den Blicken und den unsichtbaren Menschen. Mehr noch als jedem brüllenden Proleten, mehr noch als den giftigen alten Menschen im Park oder in einem Laden. Wenn die absolute Stille plötzlich zur Person wird, hat das etwas sehr

Einschüchterndes. Ihr Großvater sagte immer: ›Wer nicht reden und prahlen muss, trägt die Selbstverständlichkeit der vollkommenen Erfüllung still in sich.‹ Dem Mädchen ist dieser Spruch seltsam klar in Erinnerung geblieben, obwohl doch schon so viel Zeit seit dessen Tod vergangen ist. Und doch hat sie nie den Sinn erkennen oder die Gültigkeit anerkennen können.

Um sich ihre aufkommenden Schwierigkeiten im Alltag nicht eingestehen zu müssen, gibt sie sich bei allem, was sie tut, umso mehr Mühe. Nicht für ihre Großmutter oder die Gesellschaft, einzig und alleine für sich selbst.

Der Tee ist gerade aufgesetzt, als die ersten Alten schon vor der Türe stehen und klingeln. Heute hat sie sich mit dem kochenden Wasser nur ein bisschen verbrannt. Manchmal mag sie den Schmerz, wenn aus dem Nichts ihre Haut plötzlich zu zerreißen scheint.

»Hoch jetzt mit dir, aber schnell!« brüllt die Großmutter, während sie schwerfällig auf die Türe zurollt.

So vergeht Woche um Woche.

Eigentlich mag sie es gerne, alleine zu sein. Ungestört in ihrem kleinen Zimmer. Um Zeit zu haben, in ihre eigene Welt abzutauchen. Nur kommen ihr die Wände immer öfter zu nahe und die Gedanken werden immer skurriler, sodass sie an manchen Tagen Schwierigkeiten hat, die Träume und Tagträume von der Realität zu unterscheiden.

Wenn sie in ihrem kleinen Reich ist, kann ihr die Großmutter nichts anhaben. Sie hat ein bisschen Angst vor ihr. Vor ihrer grellen Stimme und ihrer unreinen, faltigen Haut. Die Hände fühlen sich wie Leder an. Emilia ist sich nicht sicher, ob überhaupt noch etwas Wärme durch den alten Körper fließt.

Das Haus darf sie nur für Erledigungen verlassen. Ein privater Lehrer unterrichtet sie zu Hause. So war es angeblich der letzte Wunsch der Mutter.

Die Tage fließen wie eine zähe, undefinierte Masse an ihr

vorüber. Der einzige Unterschied zwischen Tag und Nacht besteht nur noch in der schrill krächzenden Stimme der alten Frau. Realität und Phantasie verschmelzen in einem großen grauen Topf voll mit Gedanken und fehlenden Eindrücken.

Darum freut sie sich schon fast ein bisschen auf die kleine Bäckerei an jedem Sonntag, ohne Ausnahme.



## EINS

Als Emilia den kleinen Laden betritt, wird es ungewöhnlich ruhig um sie herum. Der Straßenlärm bleibt vor der Tür und nur das leise Nachklingen der hellen Glocke über dem Eingang ist noch zu vernehmen. Unsicher tastet sie sich an die Theke vor, von welcher ein Duft nach frischgebackenen Teigwaren herüberströmt.

Durch die ins Unerträgliche weiterwachsende Ruhe hindurch vernimmt sie plötzlich das Geräusch von bestrumpften Sohlen, das kurz am Boden haften bleibt und sich in ihre Richtung zu bewegen scheint. Langsam dreht sie sich zu dem Geräusch hin, was daraufhin augenblicklich verstummt. Sie kann genau spüren, wie jemand ganz in ihrer Nähe vergeblich seinen hektischen Atem unterdrücken will. Zwei schnelle, leise Schritte kann sie noch hören, dann spürt sie einen dumpfen Schlag und sie wird bewusstlos.

Emilia erwacht mit einem unerträglichen Pochen im Kopf. Es fühlt sich so an, als würde jemand ihr das Gehirn mit aller Kraft von innen gegen die Stirn drücken. Als sie sich vorsichtig bewegt, fährt ihr ein schneidender Schmerz durch Hand- und Fußgelenke. Sie ist unbarmherzig festgebunden. Panik steigt in ihr auf, sie versucht sich loszureißen, doch wird sie von engen Schlingen gehalten. Ihr ist kalt. Vielleicht aus Angst, vielleicht aber auch, da sie keine Klamotten mehr an ihrem Körper trägt.

Nackt auf dem Rücken liegend, gefesselt, ist sie ihrem Peiniger dargeboten wie ein Geschenk, schutzlos ausgeliefert.

Es scheint eine Ewigkeit zu vergehen, obwohl die alte Pendeluhr nicht weit entfernt nur ein einziges Mal zur Viertelstunde schlägt. Diesmal ist es zuerst der hektische Atem und erst kurz darauf das leichte Schleifen der Socken, das Emilia aufhorchen lässt. Ein Gürtel öffnet sich, eine Hose sinkt zu Boden, ein Shirt wird eilig abgestreift, begleitet von immer schnellerem Atem.

Sie spürt, wie er näher kommt und sich über sie beugt. Unsanft greift er nach ihren Brüsten. Sie presst die Lider und Lippen vor Schmerz und Scham zusammen, dreht ihren Kopf zur Seite und blickt mit starrem, angestrengtem Blick ins Schwarze. Merkt kaum noch, wie er in sie eindringt, laut aufstöhnt und nach wenigen Momenten am ganzen Körper zitternd kommt.

Als sie aus ihrer Trance erwacht, hört das Mädchen, wie sich ihr Peiniger hastig anzieht, ihr die Schlingen von den Gelenken löst und die Klamotten auf den nackten Körper schmeißt.

Mit einem Ruck springt sie auf, greift dabei nach ihrer Jeans und erwischt den Jungen mit einer der losen Fesseln am Hals. Intuitiv zieht sie das Band zu, hört viele lange Sekunden ein leises Röcheln, endlich gefolgt von kaum wahrnehmbarem Knacken, als ob das Leben für immer aus dem Jungen weicht. Kraftlos sackt der Körper des Bäckergehilfen zusammen und fällt hart auf den Fliesenboden.

Zitternd zerrt Emilia sich ihre Kleidung über den kalten Körper und tastet sich verkrampft und ungeschickt durch den dunklen Raum zur Treppe, hastet hinauf, vorbei an der Kuchentheke, in deren süßem Duft nun blanke Ironie liegt, hin zur Tür in die Freiheit. Die umfallenden Stühle und die hektisch bimmelnde Glocke nimmt sie gar nicht mehr wahr. Auf den lauten Straßen quetscht sie sich an schier unzähligen Menschen vorbei, die überrascht und fluchend dem jungen, zerzausten Mädchen hinterherblicken. Sie rennt, ohne innezuhalten, bis sie ihr Haus erreicht und fast panisch die Türe aufreißt, um so schnell wie

möglich nach oben zu gelangen, in ihr Reich, das niemand betreten darf. Die alten, weit aufgerissenen Augen, die ihr nachstarren, bemerkt sie genauso wenig wie das halb zerkaute Frühstück, das dem künstlichen Gebiss entfällt und auf dem Teller zurückbleibt.

Den empörten Aufschrei der Großmutter, der ihr die Treppen hinaufgefolgt ist, schließt Emilia gleich mit der Badezimmertüre aus. Angeekelt reißt sie sich ihre Klamotten vom Leib und schiebt sich kraftlos unter die Dusche. Das heiße Wasser beginnt ihren nackten Körper hinunterzulaufen. Doch sie spürt nichts als den Schmerz der Schändung zwischen ihren Beinen. Eiserner Blutgeschmack liegt ihr im Mund. Langsam sinkt sie zusammen und überlässt sich in absoluter Kraftlosigkeit dem regelmäßigen, warmen Rieseln des Wassers.

Zitternd und klamm erwacht Emilia nach einer Weile. Die Dusche ist aus, die nasse Haut schon getrocknet und die Stille um sie herum dröhnt ohrenbetäubend. Sie muss eine ganze Weile dort gelegen haben. Verzweifelt greift sie nach dem Wasserhahn, zieht sich daran hoch, greift am ganzen Körper zitternd nach einem Handtuch und wickelt es so eng um sich, wie ihre Kräfte es irgend zulassen.

## ZWEI

Ein krampfender Schmerz im Unterleib reißt das Mädchen aus unruhigen, hektischen Träumen. Von Übelkeit erfaßt, rennt sie quer durch ihre kleine Wohnung zum Badezimmer, dreieinhalb Schritte nach vorne, zwei nach links. Mit dem Kopf über der Schüssel würgt sie, bis ihr Körper schmerzt und nur noch Magensäure kommt. Kraftlos schleppt sie sich vom Bad in die Küche, tastet nach einer offenen Rotweinflasche und spült den Geschmack von halbverdaulichem Essen wieder hinunter.

Es geht ihr besser, seitdem sie alleine wohnt.

Im Küchenschrank greift sie nach dem Döschen mit den mehlig schmeckenden Tabletten und schickt zwei in Begleitung des Rotweins hinab, um den Schmerz zu stillen. Zwanzig Minuten, dann beginnt die Wirkung. Die Wanduhr schlägt mit sonorem Ton neun Mal. Ob sie noch richtig geht, weiß Emilia nicht. Der Kühlschrank riecht streng, als sie ihn öffnet, also schließt sie ihn gleich wieder. Sie will sowieso abnehmen. Sie ist in den letzten Wochen richtig dick geworden. Fast schon fett. Besonders ihr Bauch ist gewachsen, obwohl sie auf regelmäßige Mahlzeiten verzichtet und nur ab und an eine Kleinigkeit isst. Da ist ein unangenehmes Kribbeln und Grummeln im Bauch, als würden tausend Würmer ihre Mahlzeiten verschlingen und immer dicker werden.

Die kleine Wohnung ist spärlich eingerichtet. Keine Bilder,

keine Spiegel, keine Farben. Nur der Plattenspieler ihres Dads ragt wie ein Thron darin auf, untertänig umgeben von einer schier endlosen Plattensammlung, als wäre er der einzige und wichtigste Bestandteil der ganzen Wohnung. Es gibt eine kleine Küchenzeile, abgeteilt durch eine Theke, und ein großes Bett. Alles in einem einzigen mittelgroßen Zimmer. Sie mag keine kleinen Räume. Keine Fahrstühle, keine Räume in Räumen.

Es ist ordentlich. Jedes Gewürz, jeder Teller und jedes Shirt hat seinen Platz. Alles ist genau so, wie das Mädchen es sich vorstellt.

Die Gardinen sind vor die großen Fenster gezogen. Manchmal fühlt sie sich beobachtet, verfolgt, als wären die starren Blicke eines Mannes stets auf sie gerichtet – nachts, morgens, unter der Dusche, auf der Toilette. Deswegen ist es besser, die Gardinen vorzuziehen. Auch wenn es keinen Grund gibt, sie so anzublicken. Ekel erfüllt sie, wenn sie unter der Dusche steht, sich das Wasser über die Haut und den geschwellenen, fetten Bauch fließen lässt. Unaufhaltsam schwillt ihr Körper und geht in die Breite. Schwerfälligkeit ist zum Dauerzustand geworden. Die einzigen Lichtblicke sind die regelmäßigen Kotzattacken morgens. Manchmal auch nachmittags und abends. Schmerzhaft, aber befreiend. Und auf jeden Fall gut für die Figur. Meistens nach dem großen Appetit vom Marihuana. Manchmal aber auch einfach so. Sogar nachts. Zum Glück ist nie etwas im Haus. Auch jetzt wäre ein bisschen Schokolade schon schön. Oder eine ganze Tafel. Aber in diesen Fällen reicht auch der Alkohol. In ihrem spärlich bestückten Kleiderschrank greift sie nach einem weiten Kleid, das ihre Brüste betont. Die Brüste sind in den letzten Wochen groß geworden. Manchmal schmerzen sie. Der gespannte Bauch lässt sich mittlerweile immer schwerer unter der Kleidung verstecken.

Mit der Rotweinflasche in der Hand macht sie sich auf in die Stadt. Dem Weg folgt sie blind. Sie ist oft unterwegs, seit sie alleine wohnt. Häufig ist ihr einfach langweilig, sie sehnt sich

nach Beschäftigung und sexueller Befriedigung. Um Menschen und Kontakte geht es ihr eigentlich nicht.

Es ist Samstag und die Flasche mittlerweile leer. Der Türsteher hält sie für betrunken, lässt sie aber dennoch in den Club. Die Bässe dröhnen wummernd, werden von den Steinwänden zurückgeworfen. Die Musik ist so laut und hämmert von allen Seiten, dass sie fast die Orientierung verliert. Sie taucht ein in das Meer der Geräusche, tastet sich an warmen, verschwitzten Körpern vorbei auf die Tanzfläche, schließt die Augen und spürt den Takt in sich. Ihr ist warm und schlecht. Die Wirkung der Tabletten lässt langsam nach. Verstört macht sie sich auf den Weg zur Bar und braucht eine gefühlte Ewigkeit, um sie zu erreichen.

»Willst du was trinken?«, fragt eine jugendliche Männerstimme.

»Tequila«, antwortet das Mädchen und klammert sich an das klebrige, nasse Holz. Sie hört, wie zwei Gläser auf den Treisen gestellt werden, greift vorsichtig nach einem und hält es in die Luft. Der Junge stößt mit ihr an und beide kippen sich den Schnaps in den Mund.

»Noch einen«, sagt das Mädchen. Der Typ lacht und die Prozedur wiederholt sich.

»Willst du ficken?«, fragt das Mädchen vage in die Richtung der Männerstimme, woher nur ein stilles Staunen durch den Lärm der Musik zu vernehmen ist.

»Nicht?«, hakt sie direkt nach.

»Doch!«, bricht es aus dem Jungen raus.

»Toilette! Geh vor!«, weist das Mädchen ihn an und nimmt seine Hand.

Durch das Gedränge hindurch wird die Musik langsam leiser, bis sie in einer Kabine landen und die Tür hinter ihnen ins Schloss fällt. Die Musik dringt dumpf durch das Sperrholz zu ihnen durch. In der Kabine nebenan streiten sich zwei junge Mädchen um die letzte Line Koks und im Flur diskutieren Betrunkene über nichts. Emilia greift nach den Klamotten des

Jungen und zieht ihn aus. Er ist nicht schön, nicht schlank, nicht sportlich, hat unreine Haut und fettige halblange Haare. Er will sie küssen und versucht ungeschickt, sie auszuziehen. Man merkt ihm die Unsicherheit an. Sein Atem riecht nach Alkohol und der Körper nach Schweiß. Das Mädchen drückt seinen Kopf unsanft von sich weg. Sie zieht ihr Kleid hoch und greift nach seinem harten Schwanz, führt ihn in sich ein und fickt ihn, bis er kommt. Dann streift sie sich ihr Kleid wieder glatt und verlässt die kleine Kabine. Die Türe steht noch offen, im Rahmen der nackte junge Mann. Verwundert, blickt er dem Mädchen mit der Sonnenbrille hinterher, wie es sich bereits wieder von der Musik auf die Tanzfläche treiben lässt.

Als Emilia in die Nacht hinaustritt, regnet es, als würden sich ganze Ozeane über die Stadt ergießen. In der Ferne hört sie das tiefe Grollen eines Donners, der sich auf den Weg zu ihr macht. Mit ausgestreckten Armen stellt sie sich in den Regen, zieht ihre Sonnenbrille ab und blickt nach oben, als erwarte sie von dort Strafe oder Absolution. Eine Taufe, mit warmen Regentropfen. Das Wasser prasselt auf ihre Haut. Sie erträgt die Hitze der letzten Tage und Wochen nicht.

Die Sonne hat etwas Gehässiges an sich, wenn man sie nicht sieht. Ihre warmen Strahlen auf der Haut sind falsche und verlogene Versprechungen. Regen hingegen ist ganz offene und unmissverständliche Abneigung. Die Übereinstimmung zwischen dem Gefühlten und der Botschaft dahinter ist an Ehrlichkeit kaum zu überbieten. So scheint es dem Mädchen, doch die Klarheit der Gedanken ist längst hinter einem Schleier aus Alkohol verschwunden.

Das Wasser, das dem Menschen Leben schenkt und gegen das er sich doch so verzweifelt zu wehren versucht. Es würde auch regnen, wenn es keine Menschen auf der Erde gäbe. Ist das nicht eine beruhigende Vorstellung?

Die Gedanken drehen sich in ihrem Kopf und Emilia dreht

sich mit ihnen. Bis jemand sie anrempelt und unsanft in die dunkle Wirklichkeit zurückversetzt.

»Entschuldige!« sagt eine jugendliche, aber raue Männerstimme fast etwas beschämt.

Das Mädchen setzt die Sonnenbrille wieder auf, wendet sich ab, hält aber abrupt in der Bewegung inne.

»Wo ist der nächste Kiosk?«, fragt sie mit lieblich verblümter Stimme.

»Gleich da vorne«, der junge Mann wedelt etwas ungelenkt mit den Armen vor Emilias Gesicht herum.

»Bringst du mich hin?«, fragt sie sanft.

Der Junge will etwas erwidern, nimmt aber schließlich doch die ausgestreckte Hand des Mädchens und begleitet sie zum Eingang. Er hat große, starke Hände.

»Kaufst du uns eine Flasche Wein und Zigaretten?«, fragt sie und hält dem Jungen einen Zehner hin.

»Okay«, erwidert er unsicher, nimmt das Geld und verschwindet im Kiosk. Normalerweise raucht sie nicht. Vielleicht aus Angst, sich zu verbrennen. Oder weil es ihr nur dann schmeckt, wenn sie ausreichend getrunken hat. Aber dafür ja der Wein.

»Hier, dein Rückgeld«, der Junge streckt ihr den Zehner hin und sieht Emilia dabei zu, wie sie mit den Fingern darüberstreicht, ehe sie ihn ungeschickt in ihren nassen BH stopft.

»Danke für die Einladung«, gibt sie mit einem Lächeln zurück. »Wo kann man sich hier hinsetzen, ohne gleich zu baden?«

Mit gespielter Selbstsicherheit ergreift er ihre Hand und begleitet sie zu einem Türeingang. Der Junge ist dünn, hat weiche Haut und warme Hände. Ganz anders als der Kerl auf der Toilette.

»Darfst du ...?«, fragt er unsicher, als sie sich auf die Stufen niederlassen.

»Ja klar!«, fällt ihm Emilia ungeduldig ins Wort und greift nach der Flasche.



Sie trinken Wein und hören dem Regen zu, wie er in die Pfützen auf dem unebenen Asphalt fällt.

»Emilia«, sie reicht ihm die Flasche.

»Freut mich sehr, Emilia. Ich bin Theodor. Theodor Leiami, aber alle nennen mich Theo«, seine Stimme klingt warm und zärtlich, obwohl das Kratzen ihr ständiger Begleiter bleibt.

»Machst du mir eine an?«, Emilia hält dem Jungen die Zigaretten hin. Theo entzündet zwei und gibt eine an das Mädchen weiter.

»Sag mal, kann es sein, dass du noch zu jung bist und den Wein und die Zigaretten ohne mich nicht bekommen hättest?«, fragt er unsicher.

»Ich bin alt genug, keine Sorge.« Emilia zieht an ihrer Zigarette und spürt, wie der warme Qualm in ihre Lungen strömt, »ich mag nur keine engen Räume.«

»Und die Sonnenbrille?«, fragt Theo weiter.

»Ist gegen die Sonne«, erklärt sie schnippisch und nimmt ihm den Wein ab. »Bist du alleine hier?«

»Soweit ich das beurteilen kann, sind wir zu zweit«, gibt er knapp zurück und greift seinerseits nach der Flasche. Seine kratzige Stimme klingt so warm und vertraut, so erhaben ruhig, also ob sie in keinem noch so lauten Unwetter zu überhören wäre.

Emilia wird es schlecht, sie hat das Gefühl, kotzen zu müssen, versucht den Impuls aber zu unterdrücken und mit einem großen Schluck herunterzuspülen. Alles andere wäre ihr peinlich.

»Wollen wir los?«, fragt sie, erhebt sich leicht schwankend und bringt ihren Körper ins Gleichgewicht.

»Klar. Wohin?«, fragt der Junge und nimmt vorsichtig ihre ausgestreckte Hand. Der Donner ist lauter geworden, das Gewitter entlädt sich gewaltvoll genau über ihren Köpfen. Der Regen bombardiert unvermindert die immer größer werdenden Wasserlachen.

Sie lässt seine Hand gleich wieder los, tanzt mit ausgestreckten Armen zu einer tonlosen Melodie über die Straße, mitten durch die Pfützen, und genießt die stillen Blicke ihres Begleiters auf sich.

Bis sie von einem heranrasenden Auto wie aus dem Nichts mit einem unwirklichen Krachen durch die Luft geschleudert wird.

## DREI

Alles ist schwarz oder weiß, zumindest unförmig und verschwommen, da ist sie sich sicher.

Ein nerviges Piepen will seit Minuten oder schon länger einfach nicht aufhören, ihr Ohr zu belästigen. Es liegt nicht am Piepen selbst, an dem man wenigstens erkennt, dass die Zeit vergeht und nicht stehenbleibt. Es liegt an der Tonlage und an der Lautstärke. Von seiner Gleichmäßigkeit geht eher eine beruhigende Wirkung aus, wie von jemandem, der sich durch nichts aus der Fassung bringen lässt. Sie hat sogar das Gefühl, das Piepen tief in ihrer Brust spüren zu können, ein tönendes Herz.

Obwohl sie ihren Körper doch wohl verloren hat. Sie hat irgendwie aus der Festung der Einschränkungen ausbrechen können. Nun ist sie befreit. Ungebunden. Absolut frei. Und in der Lage, alles zu machen. Oder wohl eher: absolut gar nichts. Außer zu denken. War sie also tot? Frei vom Körper, an den machtlos denkenden Geist gebunden?

Manchmal brechen die Gedanken für einige Zeit ab, das Piepen hört auf, es wird ganz still, bis sie wieder aus dem Dunklen ins Licht tritt. Oder ins Schwarze. Zumindest unförmig und verschwommen, da ist sie sich sicher. Und dann kommt das Piepen wieder. Erst leise, dann immer lauter. Aber mit einer nun grauvollen Gleichmäßigkeit. Sie will aufspringen, sich weh-

ren, der Geist ist doch frei! Doch in ihrem Inneren bleibt der Takt gleich.

Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep.

Sie weiß nicht, wie lange. Aber laut. Viel zu laut. Zu laut. Zu laut! Sie hatte also Ohren. Gute Ohren, die Fähigkeit zu hören. Der Körper funktioniert also doch noch. Sie steht auf.

Im Geist. Ihr Körper bewegt sich nicht.

Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep.

Noch ein paar Mal. Zähl mit. Beruhige dich! Würde es doch nur für einen Schlag aussetzen. Würde es doch nur ein einziges Mal unterbrochen werden! Zähl mit. Eins, zwei-drei, vier, fünf-sechs – es wird schon schwarz, oder weiß. Zumindest unförmig und verschwommen, da ist sie sich sicher.

»Hey, ich bin's, der Junge vor dem Club. Im Regen, weißt du noch?«

Sie hat Besuch, sie ist einen Schritt über die Gleichmäßigkeit hinaus. Nein, viel wichtiger, sie ist am Leben!

Scheiße, sie ist am Leben. – Nichts!

Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep.

Nichts! – Warte. Warte! – Wie war sie hier hergekommen? Wer war der Junge aus dem Regen? Schwarz oder weiß? Schwarz oder weiß? Zumindest unförmig und verschwommen, da ist sie sich sicher.

Ruhe. Außer dem Piepen natürlich. Das ist laut. Viel zu laut. Sie hat gute Ohren, deswegen ist es so laut. Für andere wird es sicher nicht so laut sein. Aber sie, sie hat gute Ohren, deswegen ist es so laut. Viel zu laut. Und gleichmäßig. Der Takt ist immer der gleiche. Aber es hat doch auch etwas Beruhigendes. Fast so, als würde der Takt tief in ihrer Brust schlagen. Wo ist denn der Junge aus dem Regen? Warum hat er aufgehört zu sprechen?

Ist der Takt vielleicht Regen?

Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep.

So gleichmäßig. Der Regen ist frei, warum soll er nicht gleichmäßig klingen. Wenn der Regen bei ihr ist, kann auch der Junge aus dem Regen da sein, genauso wie das Piepen. Nur nicht so laut. Aber genauso gleichmäßig. Das Gleichmäßige hat etwas Beruhigendes. Es zeigt, dass die Zeit vergeht und nicht stehenbleibt. Der Regen ist schön. Er hat etwas Beruhigendes. Nur ist er laut. Viel zu laut. Aber dafür so schön schwarz. Oder weiß? Zumindest unförmig und verschwommen, da ist sie sich sicher.

»Hey, ich bin's, Theo. Der Junge aus der Stadt, wir haben uns vor dem Club getroffen. Im Regen. Weißt du noch?«

Seine Stimme klingt rau und nachdenklich traurig. So vertraut. Wer ist dieser Junge? Er kommt ihr bekannt vor. Theo. Theodor. Es regnet.

Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep, Piep, Piep-Piep.

Gleichmäßig. Wie immer. Laut. Viel zu laut. Wie immer. Wahrscheinlich, weil sie so gute Ohren hat. Für andere wäre es nicht so laut. Aber sie, sie hat gute Ohren. Deswegen ist es für sie so laut. Viel zu laut.

»Emilia. Die Ärzte sagen, dass dein Zustand sich in den letzten Monaten nicht gebessert hat. Sie wollen dich aufgeben«, Theo gibt ein leises Schluchzen von sich.

Mit wem redet der Junge aus dem Regen? Wer ist Emilia? Warum antwortet sie ihm nicht? Das ist unhöflich! Oder ist es der Regen? Er redet mit dem Regen. Emilia *ist* der Regen. Und sie wollen ihn aufgeben? Aber das ist doch kein Grund zum Weinen. Der Regen ist laut. Viel zu laut. Zumindest für sie. Sie hat gute Ohren, deswegen ist der Regen so laut für sie. Sie können ihn aufgeben, das ist nicht schlimm. Dann ist es ruhiger. Er ist zu gleichmäßig. Das regt sie auf. Sie sollen ihn aufgeben! Der Regen muss weg. Weil er zu laut ist. Viel zu laut. Das wird das

Beste sein. Sie hat gute Ohren. Der Junge aus dem Regen kann bleiben. Der beruhigt sie. Und er ist nicht so laut. Nicht so laut wie der Regen. Theodor.

»Du musst aufwachen!«, der Junge klingt gebrochen und verzweifelt. Aber vertraut. Was will er, der Regen ist doch wach. Er schlägt im immergleichen Takt, schon die ganze Zeit. Nur viel zu laut. Vielleicht muss sie ihm helfen. Dem Regen. Also ihr. Der Regen ist eine Frau. Deswegen auch das hohe Piepsen. Sie muss ihm helfen, damit der Junge nicht traurig ist. Sie kann es nicht ertragen, ihn weinen zu hören. Er ist leise. Nicht so wie der Regen, der viel zu laut ist. Sie muss sich konzentrieren. Auf den Takt konzentrieren. Das fällt ihr schwer. Die Gedanken sind ja frei. Der Geist ist losgelöst. Nicht mehr an den Körper gebunden. Aber auch nicht tot. Sonst würde sie den Regen nicht hören. Sie hat gute Ohren. Konzentration. Es geht um den Takt. Er muss unterbrochen werden.

Eins, zwei-drei, vier, fünf-sechs, es wird schon schwarz, oder weiß. Zumindest unförmig. Nein, stopp! Konzentration. Der Takt ist auch in ihrer Brust. Tief in ihrer Brust. Sie musste also eine Verbindung zum Regen haben. Konzentration.

Eins, zwei-drei, vier, fünf-sechs – und jetzt aussetzen. Eins, zwei-drei, vier, fünf-sechs – und jetzt aussetzen.

Nicht schwarz, nicht weiß. Ruhe. Zumindest unförmig und verschwommen, da ist sie sich jetzt ganz sicher. Ruhe. Der Regen hat aufgehört. Der Junge ruft etwas. Es ist ein schönes Gefühl. Jetzt ist auch der Regen frei. Der Takt in der Brust ist weg. Es ist ein schönes Gefühl. Der Regen ist nicht mehr so laut. Nicht schwarz, nicht weiß, nicht schwarz nicht weiß, nicht schwarz, nicht weiß, unförmig und verschwommen, unförmig und verschwommen und ein Blitz. Nicht schwarz, nicht weiß, nicht schwarz nicht weiß, nicht schwarz, nicht weiß, unförmig und verschwommen, unförmig und verschwommen und noch ein Blitz. Und noch ein Blitz. Und dann wieder Regen.

## VIER

Sie muss lange geschlafen haben und doch fühlt sich ihr Körper matt und müde an. Es war ein unruhiger und doch so gleichmäßiger Schlaf. Geträumt hat sie viel, erholt hat sie sich wenig. Ihr Körper schmerzt. An allen Gliedern drückt die Haut auf die Knochen, als wäre sie zum Zerreißen gespannt. Was ist passiert? Sie erinnert sich nur verschwommen an den Abend in der Stadt. An den Jungen und vor allem an den Regen. Er hatte etwas Reinigendes. Etwas Erneuerndes. Etwas Gleichmäßiges.

Die vertraute Dunkelheit umgibt sie, doch weiß sie genau, dass sie nicht träumt, sondern mit geschlossenen Augen hellwach auf dem Rücken in einem nach Desinfektionsmittel riechenden Bett liegt. Nur nicht bewegen. Wer weiß, was passiert. Ihr Rachen schmerzt. Ihre Lungen schmerzen auch. Orientieren. Grellhelle Neonlampen, klinischer Geruch in der Luft und ein viel zu oft gewaschener Bezug. Sie ist im Krankenhaus. Orientieren. Club, Nacht, Regen, Junge, Auto. Natürlich! Das musste auch ausgerechnet ihr passieren. Orientieren. Ihr Körper schmerzt, doch sie kann sich bewegen. In ihrem Arm steckt eine Kanüle, wohl für eine Injektion. Vorsichtig zieht Emilia die Nadel am dünnen Schlauch heraus und tastet sich über den Leib. Ein Arm ist verbunden, beide Hände und Beine dick eingewickelt, genau wie ihr Kopf. Entschlossen richtet sie sich auf und spürt, wie ein stechender Schmerz durch ihren Rücken zieht.

Vorsichtig schiebt sie die Beine über die Bettkante und merkt, wie ihre Knie zittern. Wie schwach ist sie geworden.

»Emilia, du bist wach!«, eine junge Frau ist ins Zimmer gekommen, wohl die Krankenschwester. »Ich rufe sofort einen Arzt.«

»Ich will keinen. Ich werde jetzt gehen.« Angestrengt versucht sie auf die Beine zu kommen.

»Bleib sitzen! Du brauchst jetzt erst einmal Ruhe, ich hole einen Arzt.«

Noch etwas einzuwenden scheint sinnlos, denn die Krankenschwester ruft bereits einen der Mediziner, welcher nur Momente später mit schweren Schritten das Zimmer betritt. Emilia lässt sich wieder aufs Kissen zurücksinken. Nicht weil die Krankenschwester es so gewollt hat, mehr wegen der kaugummischwachen Knie.

»Emilia, willkommen zurück! Wie fühlen Sie sich? Ist Ihnen schwindelig?«

»Was soll das? Ihr wolltet mich schon aufgeben«, gibt sie zurück und es klingt deutlich abweisender als beabsichtigt. Sie fühlt sich so schwach und müde. Ein bisschen Schlaf wird ihr später guttun.

»Wir sind froh, Sie wiederzuhaben! Sie hatten wirklich großes Glück. Sie haben einige Prellungen abbekommen und eine starke Gehirnerschütterung. Ob es bleibende Schäden gibt, können wir noch nicht mit Sicherheit sagen, dafür werden wir noch einige Tests machen müssen«, spricht der Arzt weiter, ohne auf sie einzugehen. Dann senkt er gekonnt die Stimme und fährt fort: »Leider muss ich Ihnen mitteilen, dass Sie Ihre Tochter verloren haben.« Eine künstliche Pause der gespielten Trauer folgt. Emilia versteht nicht, was der Mann ihr sagen will.

»Ich habe keine Tochter«, gibt sie knapp zurück.

»Es muss wirklich schwer für Sie sein. Es tut uns sehr Leid, aber wir konnten sie nicht retten. Wir werden Ihnen psychologische Hilfe vermitteln, die Hauptsache ist jetzt erst einmal,



dass es Ihnen gut geht und dass Sie wieder gesund werden.« Der Arzt klingt ernsthaft besorgt.

»Ich verstehe kein Wort. Lasst mich jetzt bitte hier raus!«, antwortet Emilia nur und macht Anstalten, sich zu erheben.

»Eine leichte Amnesie ist nichts Ungewöhnliches in Ihrem Zustand. Wir werden Sie noch ein paar Tage beobachten, dann werden Sie sich besser fühlen. Sollen wir irgendetwas benachrichtigen? Ihre Familie?«

»Ich habe keine Familie und ich werde jetzt gehen«, gibt das Mädchen zurück und hievt sich hoch.

»Als Ihr behandelnder Arzt muss ich Ihnen dringend dazu raten, noch bei uns zu bleiben. Sie lagen zwei Monate im Koma, das muss beobachtet werden. Es ist ein Wunder, dass Sie es wieder zu uns zurückgeschafft haben.«

»Sie können mich hier nicht festhalten. Ich werde gehen. Das Wunder können Sie meinetwegen behalten. Was heißt auch schon Wunder, wenn man im Krankenhaus arbeitet! Gehen da nicht ständig Menschen drauf? Was sind das dann für Wunder, wenn ihr den ganzen Tag arbeitet und doch nur 'ne Handvoll durchkommt, weil sie Grippe und keinen Krebs haben. Ich bin gesund, Glückwunsch und herzlichen Dank, aber jetzt sollten Sie sich wirklich um jemanden kümmern, der Sie dringender braucht als ich.« Emilia erhebt sich und macht einige kleine, unsichere Schritte auf die Türe zu. Die Krankenschwester kommt sofort und stützt sie.

»Überlegen Sie gut, ob Sie schon soweit sind. Ich muss Ihnen wirklich raten, noch einige Tage da zu bleiben«, erwidert der Arzt und verschärft seinerseits den bis dahin freundlichen Ton. »Sie sollten sich wieder hinlegen und ausruhen. Wir werden morgen noch einige Tests machen und sobald Sie sich besser fühlen, werden wir Sie entlassen.«

»Ist das hier also ein Gefängnis? Danke, aber ich entlasse mich lieber selbst, und zwar genau jetzt. Mir geht es gut. Ihre Arbeit ist getan, vielen Dank.«

Langsam tritt das Mädchen auf den Flur hinaus, weiterhin von der Krankenschwester begleitet.

»Emilia, es geht um Ihr Wohl«, ruft ihr der Arzt hinterher. »Sie sind noch nicht soweit. Sollen wir nicht lieber jemanden kontaktieren, der Sie hier besuchen kommt?«

»Ich bin soweit. Mir geht es prächtig«, gibt das Mädchen langsam ungeduldiger zurück, »geben Sie Theodor Bescheid, er soll mich besuchen. Zu Hause.«

»Theodor?«

»Er war ein paar Mal hier.«

»Theodor und weiter?«

»Weiß ich nicht, vergessen. Aber er wird ja wohl irgendjemandem hier über den Weg gelaufen sein. Kräftige, raue Stimme, ein bisschen schüchtern ... na, Sie wissen schon.«

»Wir werden uns darum kümmern. Aber deinem Freund wäre es bestimmt auch lieber, wenn du noch etwas in sicheren Händen bleibst«, versucht es nun auch die Krankenschwester.

»Er ist nicht mein Freund. Lassen Sie mich jetzt bitte gehen.«

»Warten Sie, wir lassen Ihnen gleich einen Rollstuhl bringen. Sie werden von einem Krankenwagen nach Hause gebracht. Wichtig ist es, viel zu trinken und viel zu schlafen. Ruhen Sie sich aus, wir melden uns morgen bei Ihnen. Die Nachuntersuchungen müssen gemacht und die Verbände müssen erneuert werden. Ob morgen oder in ein paar Tagen. Wir müssen sichergehen, dass es Ihnen gut geht.«

»Ja, schon okay«, lenkt Emilia genervt ein, »wo ist mein Taxi?«

Endlich wieder zu Hause. Die Gardinen sind zugezogen, es ist kühl, die Luft riecht abgestanden, es hat sich also nichts verändert. Sie zieht die Gardinen auf, öffnet die Fenster und lässt die frische Luft hereinströmen, während sie in die Küche geht. Dort nimmt sie sich eine Flasche Wein aus dem Schrank. Der erste Schluck schmeckt nicht, der zweite und dritte schon besser, sie

trinkt weiter. Viel trinken. Man sollte auf seinen Arzt hören. In ihrer Jackentasche stecken noch Zigaretten vom Abend in der Stadt, vor dem Unfall. Ihr Arm schmerzt, als sie sich eine anzuzünden versucht. Schwach und antriebslos lässt sie sich aufs Bett sinken, raucht ihre Zigarette, trinkt den Wein und hört dem Schmerz zu, der in ihren Gliedern pocht. Es dauert nicht lange, bis sie in einen tiefen, traumlosen Schlaf fällt.

## FÜNF

Ein grelles Bimmeln holt sie unsanft aus dem Schwarz des Schlafes in die Wirklichkeit zurück, die ihr nicht viel heller erscheint. Es klingelt wieder. Diesmal länger und lauter. Das wird jemand aus dem Krankenhaus sein. Sie dreht sich um und vergräbt ihren Kopf in den weichen Laken. Wie lange hatte sie geschlafen? Ihr Hals ist trocken, das Rauchen bekommt ihr nicht gut.

Als das Klingeln aufgehört hat, hievt sich das Mädchen schwerfällig aus dem Bett und schlurft die vier Meter in die Küche. Eigentlich fühlt sie sich gut. Ausgeschlafen. Und so schön dünn. Sie ist endlich den Speck der letzten Monate losgeworden. Noch ist sie etwas kraftlos, als hätten sich all ihre Muskeln auf Fäden reduziert. Aber das wird schon wieder. Richtig schlank und schön fühlt sich ihr Körper jetzt an. Vorsichtig löst sie nacheinander die Verbände von Armen, Beinen und Kopf. Unter ihnen fühlt sie nur noch kleinere und größere Narben und einige Schürfwunden mit dicker Kruste. Endlich frei von allen Bandagen, lässt sie sich ein heißes Bad ein. Ihr Arm schmerzt noch etwas und die Wunden brennen wie Feuer, als sie langsam in das dampfende Nass gleitet. Zufrieden streicht sie sich über den nackten, warmen Leib und bewundert ihren flachen Bauch. Was hatte sie nur dazu getrieben, so fett zu werden?

Es klingelt. Wie soll sie sich so erholen?

Es klingelt erneut. Genervt steigt Emilia aus dem warmen

Wasser, legt sich ein Badetuch um und geht noch tropfend zur Tür.

»Wer ist da?«, fragt sie ungeduldig durch das dünne Holz.

»Theo. Geht es dir gut? Kann ich vielleicht reinkommen?«

Das Mädchen öffnet, kehrt gleich wieder um und geht zurück in Richtung Bad.

»Komm rein, mach die Tür zu. Ich bade gerade, willst du auch?«

Theo schließt die Türe und folgt ihr langsam. Emilia liegt schon wieder unter dickem Schaum und hat die Augen geschlossen, als er zögerlich das türlose Bad betritt.

»Wie geht es dir, Emilia? Ich bin echt froh, dass du aufgewacht bist.«

Seine warme, rauchige Stimme hat ihr gefehlt. Wie oft hat sie davon geträumt in den letzten Tagen.

»Die wollten mich dort festhalten.« Emilias Stimme klingt jetzt ganz dünn, als könnte sie jeden Moment zerreißen und für immer verstummen.

Theo setzt sich auf einen Stuhl, der Badewanne gegenüber.

»Die Ärzte wollen doch nur dein Bestes«, antwortet er vorsichtig. Man merkt, dass ihn die Situation überfordert.

»Mag sein«, gibt Emilia müde zurück. »Aber du siehst ja selbst, dass es mir gut geht.« Sie sagt es, ohne einmal aufzublicken.

»Weißt du denn überhaupt, was passiert ist?«, der junge Mann klingt besorgt.

»Lass gut sein, Theodor. Scheint dich ja mehr mitzunehmen als mich. Ich soll mich entspannen, Anweisung vom Onkel Doktor, also kommst du jetzt zu mir rein?«, die scheinbare Verletzlichkeit ist gänzlich aus ihrer Stimme verschwunden. Sie ist zu müde und erschöpft, um sich zu rechtfertigen, also lässt sie seine mahnenden Worte über sich ergehen. Er redet irgendetwas von Wasser, Unfällen, Wunden, Kindern und psychologischer Betreuung, doch das Meiste wird zum Glück vom Schaum direkt

ins Wasser gezogen und ertränkt, bis endlich die befreienden Worte fallen: »Ich muss jetzt wieder los.«

Fast ein bisschen enttäuscht horcht sie in die aufkommende Stille. Sie hatte gerade Lust bekommen, den Mann mit der rauhen Stimme ins Wasser zu ziehen. Sie fährt langsam mit der Hand über ihre Brüste und den flachen Bauch, zwischen die Beine. Vorsichtig berührt sie sich und merkt, wie ihr warm wird, und ihre Lust beginnt zu steigen. Sie reibt sich mit den Fingern zwischen ihren Schenkeln, immer schneller, bis die Endorphine sprühen, das Wasser spritzt, die Welt für einen Augenblick nur auf sie allein blickt und zuschaut, wie sie zitternd in einem Schwall bunter Farbe kommt.

Erschöpft richtet sie sich auf, greift nach der Packung Zigaretten, zündet sich vorsichtig eine an und lässt sich zurück ins Wasser gleiten.

Es klingelt.

Vielleicht gewöhnt sie sich ja doch noch ans Rauchen.

Es klingelt nochmals. Das lässt Emilia an Theo denken. Was wollte er wohl hier? Warum hat er sie ständig im Krankenhaus besucht? Sie zieht kräftig an ihrer Zigarette und merkt, wie ihr leicht schwindelig wird. Schuldgefühle. Mit Sicherheit hat er Schuldgefühle. Eine Männerstimme dringt gedämpft durch die Tür. Seine ist es nicht. Sie inhaliert noch einmal und merkt, wie ihr Kreislauf langsam abbaut. Also lässt sie den Stummel vor sich ins Wasser fallen, wo er leise zischend erlischt, und steht mit wackligen Beinen auf.

Bestimmt sind es die Ärzte.

Sie wickelt sich das Badetuch um, fischt ihre liebste Sonnenbrille aus dem Schrank und geht langsam in die Küche, von Hunger und Durst getrieben. Der Kühlschrank ist leer und stinkt, sie füllt sich ein Glas mit Kranwasser und leert es in wenigen Schlücken. Ein bisschen Wein ist noch da, den kippt sie gleich hinterher. Mit genug Wein ging es ihr schon immer besser.

Es klingelt erneut. Ganz schön hartnäckig. Erschöpft geht sie rüber zum Eingang.

»Ich brauche keinen Seelenklempner!«

»Ich bin's noch mal«, ertönt Theos rauchig warme Stimme von der anderen Seite. Emilia öffnet überrascht.

»Was willst du denn schon wieder?«

»Das siehst du doch, ich habe dir ein bisschen was zu essen mitgebracht. Darf ich?«

»Nur zu.«

»Du hast es wirklich schön hier.«

»Erzähl keinen Quatsch. In der Küche findest du alles, wenn du was brauchst«, Emilia zeigt auf die kleine Kochnische. »Hast du auch irgendwas zu trinken mitgebracht? Wein?«

»Meinst du nicht, dafür ist es noch etwas zu früh?«

Theo geht an ihr vorbei, umweht von einem süßlichherben Duft mit starker Currynote, den Emilia tief in die Nase einzieht.

»Asiatisch?«

»Du merkst aber auch alles. Wo ist das Besteck?«

»Zweite Schublade von links«, das Mädchen setzt sich an den kleinen Tisch und Theo folgt gleich ihrem Beispiel.

»Also, wie fühlst du dich?«

»Gut. Was wolltest du ständig bei mir im Krankenhaus?«

»Nach dir sehen, natürlich. Kannst du die Sonnenbrille nicht wenigstens beim Essen ausziehen?«

»Nein. Mein Haus, meine Regeln. Schuldgefühle?«

»Natürlich. Aber das ist nicht alles.«

Kurz wird es ganz still, bis auf das leise Kauen und Schlucken, das sich nun viel zu laut anhört.

»Ein unangenehmes Geräusch«, sagt Emilia ganz in Gedanken, ohne wirklich zu merken, dass sie es laut ausspricht.

»Was für ein Geräusch?«

»Egal«, rüttelt sie sich selbst wieder wach. »Erzähl mal was von dir, ich kenne dich ja gar nicht. Wer sagt mir, dass du kein geisteskranker Stalker bist?«

»Bin ich nicht, versprochen. Ich bin Künstler. Maler, um genau zu sein.«

»Maler. Und was malst du?«

»Menschen. Landschaften. Abstrakte Figuren. Dinge, die in meinem Kopf ein Bild ergeben. Es geht um die Farben, die Formen, die Tiefe, um neues Leben und die Verarbeitung von Erfahrungen.«

»Ist nicht die Vorstellung viel schöner? Sobald man sie ausdrückt, wird sie verfälscht, wird sie schlechter. Zu einem billigen Imitat der ursprünglichen Idee – hier drin! Hier im Kopf. Kein Stift kann solche Formen und Bilder malen, keine Hand kann ihn dabei führen. Es zu versuchen ist, als würde die Vorstellung durch einen Fleischwolf gedreht, aufgefressen und auf Leinwand oder Papier wieder ausgekotzt.«

»Ja, mag schon sein. Aber eine Vorstellung kann man nicht teilen, sich nicht beliebig oft anschauen. Und sich nicht in Details verlieren.«

»Als materialistisches Werk, dem Kapitalismus zu Ehren, oder was? Das ist ja so beschränkt! Wahre Freiheit findet man nur im Geist!« Empört steht das junge Mädchen auf und verzieht sich wieder ins Bad. Ihr kaum angerührter Teller bleibt auf dem Tisch zurück.

Obwohl sie sich ihren Finger tief in den Hals schiebt, bekommt sie das Essen nicht wieder raus. Unbewusst streichelt sie sich über den Bauch, um zu kontrollieren, ob er wieder gewachsen ist. Dann tastet sie nach den Zigaretten und zündet sich eine an. Im Bad ist es feucht, es fällt ihr schwer zu atmen. Das Wasser steht noch in der Wanne und erfüllt die Luft mit einem süßlich herben Duft aus Seife und der verloschenen Zigarette.

Sie ist schon wieder müde. Müde von der Anstrengung, sich aufrecht zu halten und nicht zusammenzubrechen. Müde von der Anstrengung, sich ständig rechtfertigen zu müssen, ständig die Stirn zu bieten, egal wie oft sie damit gegen Wände läuft. Aus der Küche hört sie, wie Theo den Tisch abräumt.



Nicht ohne Lärm.

Dann ist er eben verärgert. Was soll sie sich daran stören. Ihr wird warm. Richtig heiß sogar. Der Junge ist zur Türe hinaus, mit wild erhobener Stimme, doch Emilia hört ihn schon kaum mehr. Langsam lässt sie sich in das erkaltete Wasser sinken. Sie spürt, wie es langsam die Kleidung durchdringt, die Haut erreicht. Ein kalter Schauer jagt ihr über den Rücken hinunter bis zu den Füßen und wieder hinauf bis zur Kopfhaut. Es riecht nach abgestandenem Rauch, chinesischem Essen und schlecht gewaschenen Textilien. Sie lässt ihre längst abgebrannte Zigarette ins Wasser gleiten und entlässt all ihre Spannungen und Schmerzen aus dem Körper. Immer tiefer taucht sie in das kalte Nass ein, bis auch ihr Kopf im Wasser versinkt.

Es wird still.

Zum ersten Mal seit Wochen ist es wirklich still um sie herum. Nur das dumpfe Schlagen ihres Herzens und das Sprudeln der Luftblasen sind zu vernehmen, die hastig an die Oberfläche steigen.

Die Zeit streckt sich ins Unendliche. Bis der Druck in der Brust übermächtig wird. Mit lautem Japsen taucht Emilia auf und zieht den Sauerstoff tief in sich ein.